

Unverkäufliche Leseprobe des St. Benno-Verlages

**benno**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2011

HEIKE WENDLER

*Weihnachten  
für die Katz*

Miezi rettet das Christfest

benno

## RETTUNG IN LETZTER SEKUNDE

*E*s war ein ganz normaler Dienstagvormittag, als ich vom Herumstromern zurück zu unserem Haus tigerte. Es war eigentlich eine Ruine und deshalb von Menschen unbewohnt. Fasziniert beobachtete ich die vielen bunten Blätter; sah ihnen zu, wie sie vom Wind aufgewirbelt durch die Luft flatterten. Es war November und der allererste Herbst meines bisherigen Katzenlebens! Vielleicht war ich deshalb ein wenig später dran als sonst. Vielleicht hatte ich – weil das Herumtollen in den Laubhaufen so viel Spaß machte – mein Hungergefühl und alles um mich herum vergessen. Vielleicht war es aber auch eine Laune des Schicksals, der Wille einer höheren Macht oder schlichtweg Zufall. Noch ganz mitgenommen von den vielen herbstlichen Eindrücken, trottete ich die schmale Kopfsteinpflasterstraße entlang, als sich mir plötzlich sämtliche Nackenhaare aufstellten. Vermutlich sah ich in diesem Moment wie eine weiße Fellkugel aus. Ich drückte mich in die Nische eines Kellerfensters und sah mich um, konnte aber keinen Grund für dieses nicht greifbare Gefühl von Angst und Bedrohung entdecken. Nieselregen setzte ein, und das gab den Ausschlag. Ich hasste es, ein nasses Fell zu bekommen! Dann hörte ich sie auch schon: Menschen mit Fangnetzen jagten Kasimir, meinen Cousin. Mit zitternden Barthaaren duckte ich mich und beobachtete mit angsterfülltem Herzen, wie sie ihn einfingen. Unsere Blicke begegneten sich kurz.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.n-db.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.st-benno.de](http://www.st-benno.de)**

Bildnachweis:  
Titelbild: © cs333/Fotolia.de  
Paginierung: © m.i.g.u.e.l./Fotolia.de  
Katzen: © Nadine/Fotolia.de

ISBN 978-3-7462-3194-5

© St. Benno-Verlag GmbH  
Stammerstr. 11  
04159 Leipzig  
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig  
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

„Lauf!“, rief er mir zu. „Lauf um dein Leben! Sie fangen uns ein und bringen uns ins Tierheim! Lauf, was du kannst!“

Mir entfuhr ein Fauchen. Einer der Männer hatte es wohl gehört, denn er drehte sich zu mir um.

„Da ist noch eine!“, rief er seinem Kollegen zu und kam bedrohlich näher. Ich war vor Schreck wie versteinert! Hörte Kasimir verzweifelt miauen, die Schritte des Mannes auf dem harten Boden widerhallen.

„Lauf, um Himmels willen, so lauf doch!“, feuerte mich Kasimir an, den sie gerade in eine grüne Plastikbox steckten. Das Zuschlagen der Tür riss mich aus meiner Starre. Ich machte einen Satz und sauste davon. Keine Sekunde zu früh, denn der Mann mit dem Fangnetz war nur noch wenige Schritte von mir entfernt.

„Jetzt haut die auch noch ab!“, hörte ich ihn fluchen, dann setzte ich zum Spurt an. Ich flitzte die schmale Kopfsteinpflasterstraße zurück Richtung Altstadt. Ich versuchte krampfhaft den Herbstblättern auszuweichen, denn vom Regen waren sie schmierig geworden und verwandelten die Straße schnell in eine Rutschbahn. Ich rannte immer weiter, im Slalom durch die Beine der Passanten, kreuz und quer über Radwege und huschte unter Autos hinweg. Dabei musste ich höllisch aufpassen, um nicht unter die Räder zu kommen. Und es war nur eine Frage der Zeit, bis meine Kräfte nachlassen würden. Katzen sind Sprinter, keine Marathonläufer. Ich spürte, dieses Tempo würde ich nicht mehr lange durchhalten. Ich brauchte ein Versteck, und zwar schnell.

Mit dem Mut der Verzweiflung sprang ich zwischen einem Einkaufstrolley und dessen Fahrerin hindurch, flitzte über die Straße wie ein geölter Blitz, schlug unmittelbar hintereinander zwei Haken und rannte in eine schmale Gasse. Jetzt war ich definitiv mit meinen Kräften am Ende. Da sah ich ihn: Ein LKW mit einladend offenstehender Ladeklappe. Das war meine Rettung! Ich duckte mich, setzte zum Sprung an und landete sicher im Innern des Wagens. Erst jetzt spähte ich vorsichtig nach links und rechts, doch weit und breit war kein Mensch zu sehen. Niemand, der zu diesem Wagen gehörte, aber auch mein Verfolger nicht. Ich war am Ende. Noch nie war ich so weit und so schnell gerannt, ich hätte buchstäblich im Stehen einschlafen können, wenn ich es gemusst hätte, doch zum Glück fand ich hinter ein paar Kisten ein gemütliches Plätzchen. Jemand hatte ein graues Stück Stoff liegen lassen, darauf machte ich es mir gemütlich. Und schneller, als mir lieb war, schlummerte ich ein.

Es war laut um mich herum, als ich wieder aufwachte. Und es roch seltsam. Außerdem knurrte mein Magen. Ich spähte vorsichtig hinter den Kartons hervor und sah: noch mehr Kartons! Es war eng in meinem Versteck. Ich wagte mich vorsichtig hervor. Rechts stapelten sich Kartons bis unters Dach, links verstellten mir Tische und Schränke die Sicht. Sie ließen nur einen schmalen Gang frei, in dem noch ein paar Topfpflanzen Platz gefunden hatten. Ich schlängelte mich hindurch, dem einfallenden Tageslicht entgegen. Aus dem

Halbdunkel des Wagens blinzelte ich hinaus ins Freie. Als ich niemanden sah, sprang ich mit einem beherzten Satz nach draußen.

Der Schock hätte gar nicht größer sein können. Meine Pfoten landeten nicht auf dem gewohnten und vertrauten Kopfsteinpflaster, sondern auf einem Kiesweg. Und überhaupt, wo war meine Stadt? Da war zwar ein Haus, aber nur eins weit und breit. Ich starrte eine Weile nach rechts und erkannte tatsächlich noch ein zweites, aber das war weit entfernt. Das Haus, vor dem ich auf den Kiesweg gesprungen war, lag inmitten eines Gartens. Vögel zwitscherten; sonst war es ruhig hier. Kein Hupen, keine Passanten, kein Verkehrslärm. Wo um alles in der Welt war ich hier gelandet?

„Pass auf, Kätzchen, dass du nicht umgerannt wirst!“ Erschrocken machte ich dem freundlichen Mann mit seinen Kisten auf dem Arm Platz. Er hatte kein Fangnetz, stellte ich erleichtert fest, also war ich wohl meinen Häschern entkommen. Neugierig sah ich mich um: Sträucher, Blumenbeete, ein Gartenzaun; doch weit und breit keine Maus oder sonst etwas Essbares. Dabei knurrte mein Magen schon wieder. Da sich bereits der nächste Mensch näherte, machte ich einen Satz beiseite und stand unvermittelt vor der offenen Haustür. Vielleicht sollte ich einfach hineingehen, überlegte ich. „Na, Miezechen, du stehst hier aber im Weg rum. Husch, husch, rein mit dir!“

Die Stimme kam von einem weißhaarigen Mann, der, nachdem er mich zur Tür hineingescheucht hatte, Richtung Lieferwagen eilte. Vorsichtig setzte ich eine Pfote

vor die andere und mit jedem Schritt wurde es angenehmer wärmer. Kälte mochte ich, wie sicher alle Katzen, nicht besonders gern, und je weiter ich mich ins Haus hineintraute, desto kuscheliger wurde es. Ich versuchte, mich zu orientieren. Auch wenn ich noch nie in einem bewohnten Haus gewesen war, so hatte ich es mir irgendwie nicht vorgestellt. Das Innere des Hauses wirkte nämlich reichlich chaotisch. Sah es in allen Häusern so aus? Kisten über Kisten stapelten sich bereits im Flur, dazu einzelne Gegenstände, die eher wie zufällig zwischengeparkt als liebevoll arrangiert wirkten. Es war mir schleierhaft, wie die großgewachsenen Zweibeiner in dieser Enge wohnen konnten.

„Reg dich nicht auf, Schatz, dass der Umzug chaotisch wird, war klar!“, hörte ich eine weitere unbekannte Männerstimme liebevoll auf jemanden einreden. „Wir schaffen das, Manuela, du darfst dich nur nicht übernehmen, ja? Versprich mir, dass du keine Kisten mehr anhebst und dich auch beim Auspacken zurückhältst!“ Ich hörte jemanden seufzen. „Schon gut, Andreas, ich reiße mich ja zusammen! Doch Sorge bitte dafür, dass diese Möbelpacker endlich fertig werden!“

Die Frauenstimme klang reichlich genervt. Ich machte, dass ich wegkam, und beschloss, erst einmal die Treppe nach oben zu nehmen. Dort war es schon wesentlich aufgeräumter. Ich schlängelte mich durch eine angelehnte Tür und erspähte ein Sofa! Mit Kissen und nett drapierter Decke – ich war entzückt. Mit einem Satz eroberte ich meine Neuentdeckung und schreckte im nächsten Moment zusammen.

„Aber hallo! Wer bist du denn?“, rief eine durchdringende Stimme. Dann folgte eine Art hohles Schnalzen und ein schriller Pfiff. Ich wagte kaum, meinen Kopf in die Richtung zu drehen, aus der die Stimme kam.

„Habe ich dich erschreckt?“, wollte die seltsame Stimme wissen. Sie klang schon leiser, weniger bedrohlich, also riskierte ich einen Blick und war erstaunt. Die Stimme gehörte zu einem großen grauen Vogel, der in der Mitte des Raumes auf einer Stange saß. Er hatte einen hellroten Schwanz und musterte mich mit schwarzen Knopfaugen, wobei er den Kopf von einer Seite zur anderen drehte.

„Hallo“, grüßte ich mit schwacher Stimme zurück. Der Vogel war furchteinflößend groß.

„Keine Angst“, sagte er, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Ich bin zahm. Mein Name ist Otto. Und wer bist du?“

„Ich?“, murmelte ich. „Ich bin Miezi“, stellte ich mich schüchtern vor. Otto beäugte mich neugierig.

„Bist du ein Papagei?“, fragte ich, weil mir nichts Besseres einfiel.

„Ein Kongo-Graupapagei“, erklärte Otto stolz. „Psittacus erithacus erithacus auf Latein. Und du gehörst wohl zu dem Teil der Familie, der da unten gerade mit dem ganzen Getöse einzieht“, setzte er hinzu.

Ich schüttelte meinen Kopf. „Nein, ich bin irgendwie versehentlich hier gelandet.“

Otto schaute mich irritiert an.

„Versehentlich? Das musst du erklären!“

Ich schluckte, entschloss mich dann allerdings, ihm meine Geschichte zu erzählen. Als ich fertig war, sah Otto mich mitleidig an.

„Tierheim!“, murmelte er. „Tierheim klingt fürchterlich. Ich kenne das!“

Nun war ich es, die ihn entsetzt anstarrte.

„Oh nein, nicht was du denkst. Ich war nie dort. Zum Glück. Aber ich habe grauenhafte Dinge davon gehört, von Käfighaltung, Streit ums tägliche Futter. Als mein erster Mensch starb, wollte mich zunächst niemand, und ich hörte sie reden, vom Tierheim ...“

Er plusterte sein Gefieder auf und schüttelte sich.

„Doch dann hat mich Professor Herlinghausen mit nach Hause genommen. Wie du siehst.“

„So ein Glück!“, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel. Und gleichzeitig begriff ich mit einem Anflug von Neid, dass es genau das war.

„Ein Glück, ja. Ich kann mich frei im Haus bewegen. In einen Käfig gehe ich nur, wenn ich zum Tierarzt muss.“

„Du hast ein schönes Leben“, stellte ich fest.

„Oh ja,“ bestätigte Otto. „Nachdem der Professor also beschlossen hatte, dass ich bei ihm leben sollte, hat er sich intensiv über artgerechte Haltung erkundigt. Und daran hält er sich. Mein Futter ist überall im Zimmer verteilt und versteckt, sodass ich es suchen muss. Wie in der Natur. Obwohl ich nie in Freiheit gelebt habe, ist es ihm wichtig, dass ich hier nichts vermissem!“

„Das muss wirklich ein netter Mensch sein, dieser Professor“, sagte ich voller Respekt. Otto hatte es wirklich gut erwischt. Im Gegensatz zu mir.

„Oh ja. Ihm gehört das Haus, zumindest zur Hälfte.“  
„Und wem gehört die andere Hälfte?“, fragte ich neugierig. Dass Häuser jemandem nur zur Hälfte gehören konnten, hörte ich zum ersten Mal. Was sollte man schließlich auch mit nur einer Hälfte machen? Aber vielleicht verstanden das wirklich nur Menschen.

Otto plusterte sich erneut auf. „Also das ist so“, begann er zu erklären. „Der Professor hatte mal eine Schwester und den beiden zusammen gehörte dieses Haus, das vorher den Eltern der beiden gehört hat. Aber die Schwester ist schon vor einigen Jahren gestorben, ich habe sie nie gesehen, nur von ihr gehört. Sie hatte aber eine Tochter: Manuela. Die hat die andere Hälfte des Hauses geerbt. Und die zieht nun mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern hier ein. Weil sie noch ein Baby bekommt und ihr das Haus irgendwann ohnehin einmal ganz gehören wird. Wozu also viel Geld für eine größere Wohnung zum Fenster rausschmeißen!“, setzte er altklug hinzu.

„Woher weißt du denn das alles?“, fragte ich ehrfürchtig. „Hat dir das der Professor erzählt?“

Otto kicherte. „Nein, natürlich nicht. Er spricht zwar mit mir, aber doch nicht über so etwas Banales wie Alltagskram. Nein, er hat es Angelika Sperber erzählt, unserer Nachbarin!“

Klar, dachte ich, Otto schnappte eben alles auf, was hier im Haus passierte. Mein Magen knurrte weiter unerbittlich. Mir kam es vor, als sei es Tage her, dass ich zuletzt etwas gefuttert hatte. Dabei waren vermutlich nur Stunden vergangen; höchstens ein halber Tag.

Sehr weit außerhalb der Stadt konnte ich also nicht sein. Trotzdem hätte ich genauso gut am anderen Ende der Welt sein können. Ich würde nie von allein zurückfinden. Aber vielleicht konnte ich wieder mit dem Wagen zurückfahren? Draußen heulte im gleichen Moment ein Motor schwer auf.

„Der Möbelwagen fährt ab!“, kommentierte Otto das Geschehen, während ich schwer schluckte. Eine Möglichkeit weniger.

„Was soll ich denn nur machen, Otto?“, flüsterte ich den Tränen nah. „Hierbleiben?“

„Warum nicht?“, gab Otto unumwunden zurück. „Bei dem Chaos hier fällt das gar nicht auf. Und glaub mir, das Tierheim ist keine Alternative, auch wenn man deine Verwandtschaft dorthin gebracht hat. Außerdem ist ja nicht mal gesagt, dass du in das gleiche Tierheim gesteckt wirst, davon gibt es in Städten ja meist mehrere! Finde dich damit ab, Miezi, dass du deine Familie nicht mehr wiedersehen wirst.“

Jetzt war ich wirklich verzweifelt. An meine leibliche Mutter konnte ich mich nur noch schwach erinnern. Sie war eines Tages, als ich noch ein sehr junges Kätzchen war, verschwunden. Danach hatte mich meine Tante wie ihr eigenes Junges versorgt. Sie war mir ans Herz gewachsen, sie und meine Cousins waren die einzige Familie, die ich kannte. Nun war ich ganz allein irgendwo in der Fremde. Und der Einzige, der mir helfen konnte, war ein vorlauter Papagei.

„Kopf hoch, kleine Miezi, das wird wieder!“ Otto flatterte aufgeregter mit den Flügeln. Meine Traurigkeit be-

kümmerte ihn sichtlich. „Du bist nicht allein, ich bin doch auch noch da. So schlecht ist es gar nicht, in der Obhut von Menschen zu leben. Ich kenne nichts anderes und war immer hoch zufrieden damit. Es wird dir gefallen, da bin ich sicher. Nie mehr frieren, nie mehr hungern.“ Wie zur Bestätigung knurrte mein Magen wieder. „Wir lassen uns was einfallen, und ich helfe dir!“, versprach Otto.

„Ich habe solchen Hunger!“, flüsterte ich.

„Ich würde dir ja gerne was anbieten“, sagte Otto. „Aber ich glaube, meine Körner und Früchte sind nicht das geeignete Futter für dich. Aber geh doch mal runter in die Küche. Mit etwas Glück solltest du da etwas zu futtern finden.“

Das klang nach einer guten Idee, und ich machte mich, ermutigt von Otto, auf die Pfoten. Inzwischen hatte jemand die Haustür geschlossen und zwei Männer waren dabei, die Kisten in verschiedene Zimmer zu tragen. Am Ende des Flurs erspähte ich eine angelehnte Tür. Ich schlängelte mich schnell dorthin und huschte hindurch. Ja, richtig, hier roch es nach Essen, das musste die Küche sein.

Am Tisch saß eine Frau und hantierte versonnen mit Brot, Butter und Wurst. Hungrig leckte ich mir das Schnäuzchen und machte ganz unüberlegt einen Satz auf die Eckbank.

„Na Süße, hast du auch Hunger?“, fragte die Frau und lächelte verständnisvoll. Sie hatte halblanges, dunkles Haar, das sich in Locken um ihr herzförmiges und leicht gerötetes Gesicht ringelte. Ihre wasserblauen Augen

sahen mich freundlich und zugleich aufmunternd an. Und ein bisschen fragend. Ich hätte ihr ja gern geantwortet, aber erfahrungsgemäß verstanden die Menschen unsere Sprache nicht, selbst wenn es umgedreht anders war, also miaute ich nur.

Draußen im Flur war plötzlich ein Krachen und Knallen zu hören. Irgendetwas musste zu Bruch gegangen sein, und jemand fluchte lautstark. Die gleiche Stimme, die vorhin so nett auf jemanden eingeredet hatte, erkannte ich, nur dass sie jetzt sehr wütend klang. Ich besah mir meine Gastgeberin genauer. Ja, sie war es wohl, mit der er geredet hatte. Und sie musste demzufolge Manuela sein. Ihr dicker Bauch ließ auf Nachwuchs schließen, und das hatte mir Otto ja erklärt. Manuela schien der Lärm draußen jedoch nicht zu stören, zumindest ließ sie sich nichts anmerken. Sie riss ein Stück Zeitungspapier ab, platzierte ein großzügig bemessenes Stück Wurst darauf und gab es mir. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und fiel ausgehungert darüber her. Es schmeckte herrlich! Während ich noch schleckte und genoss, war Manuela aufgestanden und begann in den Schränken zu wühlen.

„Wo ist denn dein Katzenfutter?“, fragte sie in meine Richtung. „Ich kenne mich doch hier noch nicht aus! Kannst du es mir zeigen?“

Ich musste passen und sah wohl in dem Moment genauso ratlos aus wie sie.

„Also, hier wird sich einiges ändern müssen.“ Sie schüttelte fassungslos den Kopf. „Man findet ja rein gar nichts in dieser Küche. Männer!“